

# Unterhaltungsblatt

## „Augsburger Postzeitung“.

Nr. 1.

Freitag, den 3. Januar

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.  
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbefizer Dr. Max Guttler).

### Neujahr 1896.

Wie die Stunden schnell verrinnen,  
Gleich den Wellen in dem Bach!  
Horch — ein Schlag —  
Und es gilt ein neu Beginnen  
Mit des Jahres erstem Tag!

Laßt das Leid, das nun entschwinden,  
Auch für's Herz begraben sein;  
Groß und Klein  
Trägt im Kampfe seine Wunden  
Bis uns deckt der Leichenstein!

Ewig strömet nicht der Regen,  
Sonnenschein folgt bald ihm nach;  
Oft ein Tag  
Wandelt Schmerz in reichen Segen,  
Wenn der Herr: „Nicht weiter!“ sprach.

Laßt uns drum von Neuem hoffen,  
Ueber uns ein Vater wacht,  
Dessen Macht  
Stets auch Wege stehen offen,  
Die der Mensch nie ausgedacht!

Keiner sah sich je betrogen,  
Der sein Haus auf Fels gebaut  
Und vertraut,  
Daß auch in den Sturmeswogen  
Gott auf ihn herniedersehaut.

Also vorwärts — hin zum Glücke  
Lenkt den Rahn durch's Zeitenmeer!  
Nimmermehr  
Strahlt Zufriedenheit im Blicke  
Dem, der glaubt und hofft nicht mehr!

### Zum neuen Jahre.

Ein ernster Mahnruf an die Ewigkeit.

„Fast bei allen Völkern“, so eröffnete der hochwürdigste Cardinal Rauscher von Wien sein schönes Hirten schreiben vom 16. Dezember 1866, „und in allen Zungen wird von dem Strome der Ewigkeit gesprochen; denn es ist ein Sinnbild, welches sich gleichsam von selbst darbietet. Wie die Kluthen des Stromes ununterbrochen dahin eilen, und die Welle, bevor das Auge auf ihr zu

ruhen vermag, der ihr folgenden schon Raum gegeben hat, so ziehen die Augenblicke unaufhaltsam dahin; bevor wir das Jetzt als solches uns zu vergegenwärtigen im Stande sind, ist es schon zum Vergangenen geworden, und was noch nicht war, ist da, um sogleich nicht mehr zu sein. Aus diesen unfassbaren Augenblicken werden Stunden, aus den Stunden werden Tage, und aus den Tagen Jahre. Das ist unser Leben. Der Augenblick der Gegenwart ist der uns zugewiesene Antheil. So verschwindend klein er ist, er hat Raum genug für die Selbstbestimmung, von welcher unser Werth und die Erfüllung unserer Lebensaufgabe abhängt: er drückt der Vergangenheit sein Siegel auf, durch ihn und von ihm aus beherrschen wir die Weiten der Ewigkeit . . .“

O Ewigkeit! Wem sollte nicht die erschütternde Wahrheit der herannahenden Ewigkeit mit Ernst entgegen treten, besonders beim Jahreswechsel.

O Ewigkeit! wie bist du lang, wie bist du tief! wie bist du unermesslich und unendlich in deinem Wohl und deinem Wehe! Diese Königin aller Jahrhunderte, diese endlose und ewig lebende Ewigkeit!

Ich zähle 1000 Jahre, hundertmal 1000 Jahre, hundert millionenmal 1000 Jahre, ich zähle soviel millionenmal 1000 Jahre als es Blätter auf allen Bäumen, Halme der Kräuter auf den Wiesen, Sandkörner an den Ufern, Wassertröpfen im Ocean, Atome in der Luft, Sterne am Firmament gibt, und ich habe noch nicht angefangen zu sagen, was du bist.

Es wird ein Tag kommen, an dem die Sonne erlöschen, die Welt zu Grunde gehen und das Menschengeschlecht aufhören wird; die Lebendigen und die Todten werden gerichtet und die Jahrhunderte zusammengehäuft werden. Dann wird es Abgründe geben und Abgründe der Fortdauer vom Tage des so schnell verflöhenen Lebens an. Das Leben wird dann nur wie in einer ungeheuren Entfernung erscheinen, sowie die nicht wahrnehmbaren Sterne, welche das Auge nur durch Anstrengung entdeckt, wie ein entschwindener Traum . . . und das wird der Anfang sein der Ewigkeit.

Werde ich ewig im Himmel leben, welch' ein unermessliches Glück! Immer die Wahrheit und Tugend, immer Leben und Freuden, immer die Seligen und die Engel. Immer Gott! Ihn immer zu schauen, zu lieben, zu bestizen und zu lobpreisen, und keine Thränen, keine Schmerzen, kein Tod mehr!

Ewigkeit! Wenn du aber für mich eine Ewigkeit

wäreſt in der Hölle, welch' ein entſetzliches Unglück! Immer die Sünde, welche beſteckt, immer Finſterniſſe, welche drücken, immer den Wurm welcher nagt, immer das Feuer, immer die drückenden Ketten, immer ſtiehende Thränen, immer das Zähneknirſchen, immer in Geſellſchaft der Verworfenen, welche Gott läſtern, und die Teufel, welche quälen, immer den Fluch Gottes, welcher zermalmt!

### Die Astrologen.

Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.  
Von Max Benno.

Nachdruck verboten.

#### 1.

„Genug jezt, Dinkel! Schweig' von der heilloſen Geſchichte! Unſer Nerger beſſert ſie nicht. Der Teufel hat die Launen der Weiber gemacht.“

Dieſe Worte ſtieh ein etwa dreißigjähriger, mittelgroßer Mann unter ſeinem hellrothen Vollbart hervor, ergriff das volle Weinglas, welches vor ihm auf dem Tiſche ſtand, und führte es haſtig zum Munde. Dann ſprang er auf und durchmaß mit langen Schritten den Raum.

Er trug ein ledernes Koller, weite Beinkleider und hohe Stiefel; an der breiten Kuppel hing ein mächtiger Stoßbogen mit vergoldetem Griff. Der weiße Spitzen tragen, welcher den Hals umrahmte, ſtach grell ab gegen das dunkle Haupthaar und die wettergebräunte Hautfarbe des Mannes. Seinen Zügen verkleh der zornige Blick aus gelbgeränderten Augen einen faſt unheimlichen Ausdruck.

Sein Gefährte, ein hagerer Mann in vorgerücktern Jahren, war ruhig hinter dem Tiſche ſitzen geblieben. Finſter ſtarnte er vor ſich hin. Endlich hoben ſich die buſchigen Brauen, und er wandte ſich an den auf und ab Wandelnden mit einem Tone, in welchem unverkennbar Nerger ſich ausſprach.

„Wenn Du die Sache ſo leicht aufgibſt, Fritz, liegt auch mir am Ende nichts mehr daran, obgleich dann das Opfer eines halben Lebens umſonſt gebracht iſt. Du begreifſt die Wichtigkeit und Tragweite meiner Pläne gar nicht. Wären ſie gelungen, ſo dürfteſt Du dereinſt das Haupt ſo hoch tragen, wie irgend ein Großer im Reich. Und ich glaubte meiner Sache ſo ſicher zu ſein! Wer nur dem Mädchen den Kopf verdreht haben mag?“

„Der Satan! ich ſagte es Dir ja“, ſiel ihm der Jüngere mit rohem Lachen ins Wort; „der böſe Feind, welcher mich auf allen Wegen und Stegen wie ein brüllender Löwe verfolgt. Doch ſo wahr ich Fritz Donald heiße und Wachtmeiſter des großen Friedländers bin, es ſieht mich nicht an.“

Er nahm den einförmigen Gang wieder auf; der Alte blickte ſtumm in das Glas.

„Ganz gebe ich die Partie noch nicht verloren“, ergriff der Lehtere nach einer Weile wieder das Wort; „am Ende ſetze ich meinen Willen trotz allem noch durch. Ging es im Guten nicht, dann hilft vielleicht die Gewalt. Der Preis iſt ſo hoch, daß man vor keinem Mittel zurückſcheuen darf.“

„Thue, was Du willſt“, erwiderte Donald, mit den Fingern ſchnippend; „um ſo beſſer, wenn die Sache ſich ſchließlich noch macht. Mich findeſt Du ſtets zum

Zugreifen bereit. Doch ich hoffe nichts mehr. Ich habe nun einmal kein Glück. Jedenfalls bringſt Du mich mit keinen zehn Pferden mehr zu der langweiligen Sippſchaft hinauf.“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre, und der Wirth, ſein kleines Sammtkappchen zwiſchen den Fingern drehend, trat in das Zimmer.

„Wie Guer Gnaden der Herr Hauptmann befohlen“, wandte er ſich mit einer tiefen Verbeugung an den älteren Mann, „habe ich den Braunen geſtellt; er ſteht im Hof.“

„Gut, gut, Clemens“, bemerkte dieſer ungeduldig, „ich reite gleich weg. Führe den Gaul noch eine Zeit lang umher, damit er ſich nachher nicht zu ſchnell erhitzt.“

Der Wirth verließ das Gemach und entſprach dem Befehl, welcher mehr der Abſicht, den läſtigen Zeugen zu entfernen, als der Sorge für das Reitpferd entſprang.

Der Hauptmann erhob ſich. Er reichte dem Neffen die Hand. „Lebe wohl, Fritz“, ſagte er, „und entſchließe Dich vorerſt zu nichts. Nach Verlauf einiger Tage bekommſt Du von mir endgültigen Beſcheid. Ich hoffe, den Trok der eigenſinnigen Dirne zu brechen, wenn mir nicht von irgend einer Seite abermals ein Strich durch die Rechnung gemacht wird. Dann dankeſt Du es mir ſicherlich, daß ich das vielverſprechende Ziel mit mehr Ausdauer verfolgte, als Du.“

Der junge Mann erwiderte nichts. Mit einer Miene, die kein allzu großes Vertrauen in die Zuverſicht des Dinkels zeigte, folgte er langſam, als jener in den Hof hinausſchritt. Lehterer zog ſich in ziemlicher Breite am Wirthſchaftsgebäude und einigen Ställen entlang bis zu dem Fahrweg. Das Anweſen ſahen vor nicht allzu langer Zeit neu erbaut worden zu ſein. Die Ziegel ſchimmerien unverwittert vom Dache, und zwiſchen den flüchtig beworfenen Steinen lugte überall das friſche Holzwerk hervor. An einer über der Eingangſpforte in die Mauer eingefügten eiſernen Stange baumelte als Schild ein aus Blech geſchnittener ſpringender Hirsch, der den Vorübergehenden die Beſtimmung des Hauſes verrieth.

Der Mann, von dem dieſer Platz zur Herſtellung einer Schenke erwählt worden war, hatte trotz der einſamen Lage derſelben nicht ſchlecht ſpeculirt. Die Straße bildete einen Zweig des Hauptverbindungsweges zwiſchen Böhmen, Sachſen und Bayern und war in Folge der fortwährenden Truppendurchzüge ungewöhnlich belebt. Ueberdies lag weiter oben im Walde das Schloß Großmeheriſch, in welchem der aus Nah und Fern viel beſuchte und viel unvorbene Herzog von Friedland faſt jedes Jahr während mehrerer Wochen ſeinen Wohnſitz aufſchlug.

Der Wirth führte, als die Herren im Freien erſchienen, das Pferd vor. Der Schloßhauptmann ſprang mit einer Leichtigkeit in den Sattel, die man ſeiner anſcheinend ſo ſteifen und unbeholfenen Geſtalt nicht zugeſtraut hätte. Er reichte dem Neffen nochmals die Hand. „Nur Geduld“, mahnte er, „hoffentlich wird alles gut.“ Dann gab er ſeinem Braunen die Sporen und ſprengte davon.

Der Wachtmeiſter ſtand im Begriff, ebenfalls die Anſtalten zum Aufbruch zu treffen, da wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch ſchwerfälligen Huſſchlag nach der entgegengeſetzten Richtung der Straße abgelenkt. In langſamem Schritt kam ein einzelner Reiter daher. Er

musste schon einen weiten Weg zurückgelegt haben. Das Pferd ließ den Kopf hängen und hinkte auf einem Fuß. Auch auf dem jugendlichen Antlitz des Reiters drückte sich Müdigkeit aus, die jedoch den günstigen Eindruck, welchen die Erscheinung des jungen Mannes machte, durchaus nicht verwischte. Der kräftige Körperbau und das Ebenmaß der Glieder deuteten an, daß er den Degen, welcher in vergoldeter Scheide auf seiner linken Seite herunter hing, nicht bloß zur Pierde trug. Um den von einem blonden Bart überschatteten Mund spielte ein Zug, der eine gewisse Neigung zu jugendlichem Uebermuth verrieth. Aber augenblicklich schien er in tiefe Gedanken versunken zu sein und machte keinen Versuch, das Pferd in eine raschere Gangart zu bringen.

Beim Erkennen des Wirthshauszeichens vor dem einsamen Gebäude richtete er sich im Sattel empor, und eine freudige Ueberraschung malte sich auf seinem Gesicht. Er lenkte das Pferd von der Straße ab und hielt im Hofe. Hier stieg er ab und schritt auf die Hausthüre zu.

Donald hatte sich auf die Seite gestellt und betrachtete aufmerksam das hinkende Thier, welches offenbar bei jedem Schritt heftige Schmerzen empfand.

„Zum Donner“, rief er, „was ist denn Euerer Mähre passiert?“ Gleichzeitig machte er sich, ohne auf eine Antwort zu warten, mit dem Gaul zu schaffen. Während der Reiter sich an den Wirth wandte, hob Donald mit ungewöhnlicher Kraft das rechte Hinterbein des Pferdes in die Höhe und richtete einige Sekunden lang die Augen darauf. Dann zog er ein Taschenmesser hervor, haunirte an dem Hufe herum und gab den Fuß mit einem Lächeln der Befriedigung frei.

„Nun, Herr, ist Euer Gaul wieder flott“, wandte er sich vortretend an den Fremden, klappte das Messer zu und schob es in seine Tasche; „er hatte sich einen spitzen Kiesel unter das Eisen getreten, der ziemlich tief in das Fleisch eingedrückt war. Der Stein ist entfernt; doch dürfte Euerm Pferde ein wenig Ruhe nicht schaden, es ist ganz herunter!“

Der Reiter maß den Wachtmeister, dem er bis jetzt keine Beachtung geschenkt hatte, vom Kopf bis zum Fuße und schien über die Art und Weise, wie er ihm begegnen sollte, nicht sofort mit sich im Reinen zu sein.

„Wie“, fragte er endlich, als er dessen Feldzeichen gewahrte, „Ihr habt meine Bella curirt; wer seid Ihr denn?“

Fritz lachte. „Wenn mich nicht alles täuscht“, erwiderte er, „so ziehen wir beide am gleichen Strang. Im Allgemeinen bin ich als der Wachtmeister Fritz Donald-Deveroux bei den Terzky'schen Dragonern bekannt, zuweilen jedoch auch, wie Ihr seht, Rossdoctor zu meinem besondern Plaisir. Und Ihr? Ein Friedländer doch auch? Oder nicht?“

„Gewiß: Georg Seltow, Leibjäger in des Herzogs persönllichem Dienst.“

„Ah, da gratulire ich!“ rief Donald; „ein prächtiges Plätzchen, wenn man es zu benutzen versteht. Schon mancher hat es darauf, ehe er ein graues Haar im Bart fand, zum Oberst und noch weiter gebracht. Doch kommt“, fuhr er fort und zog den jungen Mann in das Haus, „während der alte Fuchs von einem Wirth für Euer Pferd sorgt, leeren wir auf gute Kameradschaft ein Glas. Ich wollte eben wegreiten, doch Euch zu lieb kommt es mir auf eine Stunde nicht an.“

Sie traten in das Zimmer, nahmen Platz, und halb sah die Unterhaltung in Fluß.

Die Gesichtsmuskeln des Wachtmeisters wurden durch ein eigenthümliches Zucken in Bewegung gesetzt, als er das Ziel der Reise Georg Seltow's vernahm.

„Nach Großmeferitsch wollt Ihr“, bemerkte er mit einer Stimme, durch die halb Aerger, halb Bedauern klang. „In dieses abscheuliche Nest?“

„Abscheulich?“ fragte Georg erstaunt. „Ich verstehe Euch nicht. Großmeferitsch, das als eine der stolzesten Burgen des Böhmerwaldes gilt!“

„Meineihalben“, hielt Donald immer noch hitzig entgegen, „ich nehme mein Wort nicht zurück. Doch was geht uns Großmeferitsch an? Mag es der Satan holen mit allem, was drum und dran hängt! Sagt mir lieber, wie es in Sagan beim Herzog aussieht. Marschiren wir bald? Ihr wißt doch sicher Bescheid.“

Der Widerstehen einer unangenehmen Empfindung spiegelte sich auf Georg's Angesicht ab. Ihm gefiel die wilde Art des Wachtmeisters nicht.

„Die versprochene Armee steht schlagfertig da“, antwortete er ausweichend, „doch fehlt ihr bis jetzt noch das Haupt, denn der Herzog will, wie man glaubwürdig versichert, sich nach Lösung seiner Aufgabe wieder in das Privatleben zurückziehen. Freilich hört man auch sagen, es sei von Wien aus eine an den Herrn gesandte Commission unterwegs, um ihm den Oberbefehl und zugleich die ausgedehnteste Vollmacht zu bringen. Doch ist dies vorerst nur ein Gerücht und etwas Bestimmtes Niemandem bekannt.“

Der Wachtmeister schüttelte ungläubig den Kopf. „Bleibt mir mit Euerm Flausen vom Hals“, fiel er seinem Nachbar ins Wort; „ich kenne das Zeug. Wie es scheint, seid Ihr nicht vergeblich bei den großen Herren in die Schule gegangen. Etwas von den diplomatischen Kniffen habt Ihr gelernt! Doch mir gegenüber hilft Euch das Heimlichthum nichts. Ich weiß, wonach Wallenstein strebt, und glaube auch, daß er's erreicht. Wer anders soll das Heer führen, als er? Allerdings wird er einen hohen Preis fordern; aber daß man ihm jeden gewährt, dafür haben die protestantischen Fürsten und Gustav Adolf mit seinen Schweden gesorgt. Was braucht man daraus ein Geheimniß zu machen? Pfeifen es doch allenthalben die Spagen vom Dach, daß der Herzog allen Ernstes daran denkt, auch ein wenig Kaiser zu spielen. Er hat fürwahr Recht. Soll er sein schönes Geld hinauswerfen, um abermals für Andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen und nachher mit schändem Untand abgelohnt zu werden, wenn er sich die Finger verbrannt hat? Er wird diesmal klüger sein und Bürgschaften verlangen, an denen er nöthiger Weise festhalten kann. Er wird sich eine Stellung verschaffen, die ihm genügende Sicherheit gegen das wankelmüthige Herz des Kaisers gewährt.“

Georg hörte die Auslassungen Donald's an, ohne eine Bemerkung daran zu knüpfen. Beipflichten konnte er nicht, und ein Widerspruch hätte den aufgeregten Mann vorausichtlich nur noch mehr in Harnisch gebracht. Ueberdies verlor sich ein weiteres Eingehen auf dieses Thema mit seiner Pflicht als Courier des Herzogs nicht. Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, fragte er, als der Wachtmeister schwieg: „Ihr wartet in Großmeferitsch? Wie es scheint, gefiel es Euch nicht. Habt Ihr Bekannte im Schloß?“

Donald maß den Leibjäger mit einem stechenden Blick. „Hört, junger Freund“, sagte er, „Ihr seid mir ein schnurriger Kanak und gäbet einen Diplomaten ab, der sein Handwerk versteht. Es ist wirklich schade, wenn Ihr nicht das Schwert mit der Feder vertauscht. Das Fragen geht Euch so glatt wie ein geölter Faden vom Mund; wenn Ihr aber antworten sollt, dann seid Ihr so stumm wie ein Fisch. Ich könnte Gleiches mit Gleichem vergelten; in der Voraussetzung aber, daß es Euch doch nicht unbekannt bliebe, und um zu zeigen, daß ich ein aufrichtiger Kerl bin, will ich gestehen, daß ich mich in der That drei volle Tage lang in Großmefersitz aufhielt, das von Euch der Ausbund eines Edelknechts genannt wird. Ich habe nämlich die Ehre, ein leiblicher Neffe des Schloßhauptmanns Leslie zu sein.“

Um jede weitere Frage abzuschneiden, erhob er sich rasch und eilte hinaus.

Georg hörte, wie er den Wirth sein Pferd vorführen hieß und dann durch die Hintertüre, welche er schallend ins Schloß warf, für einige Minuten verschwand.

Als Donald wieder ins Zimmer zurückkam, war sein Gesicht ruhiger. Nur ein böshaftes Grinsen zuckte um seinen Mund.

Er reichte dem Leibjäger die Hand. „Lebt wohl, Kamerad“, sagte er, „ich muß fort. Auch Ihr dürft nicht mehr lange säumen, wenn Ihr die Perle des Böhmerwaldes noch bei Tage sehen wollt. Einen Gruß dahin habe ich nicht; dagegen soll es mich freuen, wenn die Zukunft zur Erneuerung unserer flüchtigen Bekanntschaft eine Gelegenheit gibt. Vielleicht habt Ihr dann mehr Vertrauen zu mir.“ Er ging hinaus, und Georg begleitete ihn. Nachdem der Wachtmeister sich in den Sattel geschwungen, grüßte er noch ein Mal und ritt fort.

Der Leibjäger empfand eine Art Erleichterung, als er von diesem Gefährten befreit war. Das Wesen des rohen Mannes hatte ihn peinlich berührt, um so mehr, als dadurch sein Dankgefühl mit der Abneigung in Widerspruch kam. That dieser Donald doch, als ob er in die tiefsten Geheimnisse des Herzogs eingeweiht sei. Er schien eben auch unter die vielen Hunderte zu zählen, welchen die kriegerische Zeit eine erwünschte Gelegenheit zu einem abenteuerlichen Leben darbot, denen an dem eigenen Vortheil und Gewinn alles, an dem großen Ziele aber nichts lag, und die ihre Ergebenheit und Gefinnung eben so oft wechselten, wie das Gewand.

Er begab sich in den Stall, um nach seiner Bella zu sehen. Das Pferd, welches sich den reichlich vorgestreuten Hafer und das aufgesteckte Heu schmecken ließ, begrüßte ihn mit einem fröhlichen Wiehern. Es schien wieder ganz munter zu sein. Er beschloß aufzubrechen, um womöglich noch vor dem Einbruch der Nacht in Großmefersitz zu sein.

Nachdem er seine Zehne verächtigt hatte, stieg er zu Pferd. Bella machte anfangs zwar einige falsche Tritte; die Angst vor dem Schmerz steckte noch immer in ihr. Nach Zurücklegung einer kurzen Strecke jedoch trat sie fest auf und schritt tapfer die schmale Landstraße gegen die bewaldeten Höhen hinan.

Georg, der durch den Zustand seines Pferdes, obgleich nahe am Ziel, mit wachsender Besorgniß erfüllt worden war, hatte alle Ursache, dem Wachtmeister dankbar zu sein. Der Schaden war gründlich curirt. Gleichwohl rief die Erinnerung an den Mann kein angenehmes Gefühl in dem Gemüthe des Leibjägers hervor. Wodurch

mochte Jener nur gegen Großmefersitz und dessen Bewohner so erbost worden sein? Ein Zwist mit dem Onkel lag sicher nicht vor. Sonst hätte dieser ihn schwerlich bis zur Schenke begleitet und so freundlichen Abschied genommen, wie er aus der Ferne bemerkt hatte. Daran aber, daß der Reiter, welcher kurz vor seiner Ankunft die Richtung nach dem Schlosse eingeschlagen, der Hauptmann Leslie gewesen, zweifelte Georg nicht, obgleich die Anwesenheit desselben in dem Wirthshause von dem Neffen mit keiner Silbe berührt worden war. Dem Wachtmeister schien etwas nicht nach Wunsch gegangen zu sein; worin aber dieses Etwas bestehen könnte, darüber zerbrach Seltow sich vergeblich den Kopf. Doch was brauchte er sich um die Angelegenheiten dieses Mannes zu kümmern? Ein Zufall hatte ihn mit demselben zusammengeführt, und er sah ihn vielleicht in seinem ganzen Leben nicht mehr. Freundlichere Bilder stiegen, als er nach und nach die Anhöhe erreichte, vor seinem Geiste empor und verwoben sich mit Erinnerungen aus verflungener Zeit.

Als der die Straße auf beiden Seiten säumende Wald sich zu lichten begann und in der mittlerweile hereingebrochenen Dämmerung auf weiter Hochebene die Umrisse eines alterthümlichen Schloßes sichtbar wurden, gab er seiner Bella die Sporen, und in kurzem Galopp legte diese den steinigen Weg zurück.

\* \* \*

Um die gleiche Zeit befanden sich zwei Frauen in einem Zimmer des Erdgeschosses auf Schloß Großmefersitz. Ein zusammengeschrumpftes Mütterchen, dessen ursprünglich schwarze Haare das Alter gebleicht hatte, saß schweigend am Ofen und wärmte die mageren Hände, während ihre jugendliche Gesellschafterin, die etwa zwanzig Jahre zählte, mit Spinnen beschäftigt war. Ohne aufzublicken, arbeitete das blühende Mädchen, dessen volle Wangen von blondem Haarschmuck umrahmt waren, mit rastlosem Fleiß und erhob sich nur von Zeit zu Zeit, um frisches Holz auf das Feuer zu legen. Es herrschte eine fast lautlose Stille in dem weiten Gemach, das, durch eine einfache Talglampe und das flackernde Kaminfeuer spärlich genug erhellt, in einem geheimnißvollen Halbdunkel lag. Nur das Spinnrad schnurrte, und dann und wann tönte vom Kamin her ein dumpfer Knall, wenn die Flamme das dürre Holz zu verzehren begann.

Plötzlich wandte die Alte den Kopf. „Gast Du nichts gehört, Lene?“ fragte sie, und ihre erloschenen Augen schienen die Gestalt des Mädchens zu suchen; „ich glaube, wir bekommen Besuch!“

Die Gefragte hielt mit dem Spinnen ein und laufste gespannt. „Du träumst, Base“, erwiderte sie und setzte ihre Beschäftigung fort; „es ist nur der Wind, der draußen im Park durch die Baumkronen fährt.“

„Ja, ja, es mag sein“, murmelte die Frau vor sich hin. „Ich träumte ja schon so oft und immer wieder von jener fürchtbaren Stunde, als er, durch Regen und Schneeschauer einherreitend, auf schweißbedecktem Nosse vor dem Burgthor ankam, da sie gerade ihren letzten Seufzer anshauchte, der fast wie ein Fluch über den Treulosen klang — sie, die er zur Verzweiflung getrieben, die ihn so unsäglich geliebt und gehaßt hat.“

In diesem Augenblick vernahm man Hufschlag ganz in der Nähe und einige Minuten später im Hof.

„Hatte ich nicht Recht, Lene!“ rief die Alte. „Ja, ja, man träumt manchmal etwas, das sich nachher erfüllt.“

Das Mädchen war aufgesprungen. Horchend stand sie mitten im Zimmer. Jetzt ging die Thüre auf, und der junge Mann, welchen wir schon auf seinem Ritt nach dem Schlosse gesehen, trat in das Gemach. Ein glühendes Roth ergoß sich über Magdalens schönes Gesicht, als sie dem Gast ins Auge sah.

„Georg!“ rief sie freudig und ging ihm ein paar Schritte entgegen.

Der junge Mann sah in hohem Grade erstaunt; einige Secunden lang stand er unschlüssig und stumm, dann aber schritt er auf sie zu und reichte ihr mit leuchtenden Augen die Hand.

„Magdalene“, sagte er, „Du bist's! Fast hätte ich Dich nicht mehr erkannt. Wie groß bist Du geworden in den wenigen Jahren, welche der Dienst mich von der Heimath fern hielt. Hast Du auch manchmal an mich gedacht?“

Durch das Dazwischentreten der Alten, welche die Kinder in dem Glück des Wiedersehens ganz übersehen hatten, wurde dem Mädchen die Antwort erspart.

„Mein kleiner Georg, nicht wahr?“ fragte die Gräfin, nach der Seite wankend, woher sie die Stimme vernahm.

„Ja, Base“, erwiderte Sellow und ergriff die Hände der Frau; „Guer Georg ist für einige Zeit nach Hause gekommen. Doch so gar klein ist er nicht mehr. Mit seinen sechs Fuß stellt er schon einen ordentlichen Mann vor.“

„Wenn Du da bist, so kommt wohl auch Dein Herr?“ fragte die Alte, welche nach der Begrüßung des jungen Mannes sich wieder an den Kamin gesetzt hatte.

„Gewiß“, erklärte Georg; „Guch darf ich schon den Zweck meiner Sendung verrathen. Der Herzog kommt wahrscheinlich schon im Lauf der nächsten Tage mit seiner ganzen Familie und großem Gefolge hierher. Es wird eine Zeit lang in dem sonst so stillen Großmehserisch recht unruhig werden. Ueber die Dauer des Aufenthaltes weiß man noch nichts. Sie hängt lediglich von den Umständen ab!“

„So, so, Herzog ist er geworden“, murmelte die Frau und schüttelte den Kopf. „Wenn sie das erlebt hätte, würde sie ihn noch mehr geliebt oder — gehaßt haben. Sie sagte zwar immer, daß ein Mal noch etwas Großes aus ihm werde, im Guten oder im Bösen; die Zeit wird lehren, welches von Beiden zutrifft.“

„Was meint die Base?“ fragte der Leibjäger Magdalene, die wieder an ihrem Spinnrade saß.

„Sie spricht von der seligen Gräfin“, erklärte Iesse das Mädchen, so daß die in starres Hinbrüten versunkene Alte es nicht hören konnte. „Es war die erste Gemahlin des Herzogs, Lucretia von Landeck, die längst im Grab ruht. Obgleich schon bei Jahren, soll sie eine glühende Neigung für den damaligen Grafen Wallenstein gehabt haben, als sie ihm die Hand reichte. Bald jedoch zeigte es sich, daß der Graf lediglich den Zweck verfolgt hatte, mit Hilfe ihrer großen Reichthümer seinen Ehrgeiz zu befriedigen, was ihm auch gelang. Der leidenschaftlichen Gemahlin blieb die wahre Gesinnung ihres Gatten nicht lange verborgen, und in Folge dessen verandelte sich, wie ich von der Base zum öftern vernahm, ihre Liebe in glühenden Haß. Diesen soll sie namentlich bei ihrem Tode dadurch an den Tag gelegt haben, daß sie dem Grafen einen großen Theil ihres Vermögens testamentarisch entzog.“

„Als besonders zärtlichen Gatten“, fiel Georg dem Mädchen lächelnd ins Wort, „habe ich meinen Herrn freilich nicht kennen gelernt. So aufmerksam er sich auch gegen seine jetzige Gemahlin erweist, so kann doch nur Berechnung ihn zu der Gräfin Isabella von Harrach, der Tochter des Geheimraths, Kammerers und Lieblings des Kaisers, geführt haben. Wie bei der ersten Heirath der Reichthum in die Waagschale fiel, so wollte er sich durch die zweite Einfluß am Wiener Hofe verschaffen. Ich bin nun schon lange um des Herzogs Person, aber ich sah ihn stets nur die gebotenen Formen des Herkommens gegen seine Gemahlin beobachten. Dagegen äußert er eine ungemaine Zuneigung und Herzlichkeit für sein einziges Töchterchen, dessen Liebreiz freilich auch kein Mensch widersteht. Ich habe den sonst so ernsten Mann wiederholt bei harmloser Täuberei mit dem herzigen Kind überrascht. Da waren die Runzeln der Stirne geglättet; die Augen blickten nicht düster, wie dann, wenn er nachdenklich in seinem Gemach auf und ab geht, und auch der Ton seiner Stimme klang ganz anders wie sonst.“

„Du hast von einem Testamente der ersten Gemahlin gesprochen; sollte dies etwa mit den Papieren im Zusammenhang stehen, welchen der Herr, ohne bis jetzt eine Spur von ihnen finden zu können, schon so lange nachforscht? Das Verlangen, in den Besitz dieser Documente zu kommen, hat ihn zu einem guten Theil bestimmt, hier auf einige Zeit seinen Wohnsitz zu nehmen; denn in diesem Schlosse sollen dieselben bis zu ihrem räthselhaften Verschwinden verwahrt worden sein.“

„Darüber vermag ich Dir keine Auskunft zu geben“, erwiderte Magdalene; „die Base hat zwar schon verschiedene Male in geheimnißvoller Weise von „Papieren“ gesprochen, ich wurde aber aus der Sache nicht klug. Ihr Geist ist eben schwach, und wenn sie auch manchmal vergangener Zeiten gedenkt, so sind ihre Reden darüber so verworren, daß man nicht weiß, was sie will. Hoffen wir, daß der Wunsch des Herzogs sich erfüllt. Ich kann mich nur noch wie im Traume auf ihn entsinnen und wünschte, den Mann wohl auch einmal zu sehen, von dessen Kriegsrühm die ganze Welt spricht. Leider wird dies schwerlich der Fall sein, denn wir verlassen voraussichtlich noch vor seiner Ankunft das Schloß.“

„Wie“, fragte Georg, „Ihr wolltet die Burg verlassen, wo Du eine so schöne Heimath gefunden und die Base ihr ganzes Leben zugebracht hat? Einen bessern Aufenthalt findet Ihr nicht.“

Die Alte war aufmerksam geworden und wandte den Beiden ihr Angesicht zu.

„Du hast Recht, Georg“, nahm sie das Wort. „Das sage ich immer; was sollen wir in der Fremde? Niemand kennt, Niemand will uns! Diejenigen, mit welchen ich einst draußen verkehrte, sind alle längst todt. Hier ist es so heimlich und still. Wohl habe ich in diesen Räumen als Leibdienerin der seligen Gräfin manches Bittere erlebt, aber sie sind mir dennoch theuer; und ich meine, wenn ich nicht mehr unter dem Wappen der Familie Landeck wandle, wenn ich nicht mehr das Mäuschen der Blawa höre, müßte ich sterben.“

Ihre Stimme war zum Klüstern herabgesunken, und traurig senkte sie den Kopf auf die mager Hand.

(Fortsetzung folgt.)

### Sylvesterabend in Oberammergau.

So ein Wintertag im Gebirge dauert eine gar kurze Spanne Zeit, noch viel kürzer als im Flachlande, und die Zeit, da die Sonne auf das weite Schneefeld herabscheint, bemißt sich auf nur wenige Stunden. Schon gegen Nachmittag 2 Uhr geht in Oberammergau die Sonne hinter dem Wahrzeichen des Passionsortes, dem Kofel, hinab, jenem grotesken Verggipfel, der fast über die Häuser hereinzuhängen scheint, und dann ist es in den niederen, aber behaglichen Stuben der Schnitzer nicht viel mehr als Dämmerung. Heute am Sylvesterabend thut das nicht. Freilich vor Weihnachten mußte man bis spät nachts am Schnitzstuhl sitzen, um die hübschen Kruppenfigürchen, die Kameele und Lämmchen u. s. w. zu schnitzen oder schöne Christkindlein in Holz auszuhauen, und die Fajmaler hatten alle Hände voll zu thun; die Verleger, welche die Bestellungen annehmen und besorgen und in deren Auftrag die Schnitzer ihre Beschäftigung und damit ihr sicheres Brod haben, drängen und treiben, denn am heiligen Abend muß alles an Ort und Stelle sein, und zwar weit draußen in der Welt. Jetzt tritt eine kleine Ruhepause ein, dann kommen die Kreuzwege und „heiligen Gräber“ daran. Mein Gott, wie würde es den Ammergauer Schnitzern ergehen, wenn heute die Socialdemokraten und Nihilisten Recht erhielten und mit allem religiösen Cultus aufräumten; dann dürften sie gleich auf und davon gehen, und das Passionspiel, das dürften sie erst recht sein lassen. Aber das weiß der Oberammergauer ganz gut, und wenn er auch sich in frohen Zeiten freut und vergnügt, nicht mehr und auch nicht weniger als es anderortens geschieht, höchstens mit etwas künstlerischerem Hintergrunde, so ist er in den heiligen Zeiten ein fleißiger und vom Herzen andächtiger Kirchenbesucher und hängt treu am angestammten Glauben, an Kirche und allhergestammtem Gebrauch. Wie schön und feierlich sind doch die „Engeläuter“ gehalten worden und in den Weihnachtstagen die Festgottesdienste; gegen 40 Personen haben am Chor mitgewirkt, daß sich keine Stadt solcher Musik zu schämen bräuchte. Erst heute am Sylvesterabend haben sie eine große Kempter-Messe aufgeführt, und die ganze volle Kirche hat beim Schalle der prächtigen neuen Orgel das Tebeum mitgesungen.

Damit ist aber der Berrichtungen der Musiker noch kein Ende. Heute gehen ja die „Sternsänger“. Was sind denn die „Sternsänger“? Der Verfasser des demaligen Passionsstücs, der im besten Andenken stehende geistliche Rath Daisenberger, schreibt in seiner Chronik von Oberammergau: „Für die erwachsenen Jünglinge ist das Wettlaufen bei den Hochzeiten und das Sternsingen in der Neujahrnacht, wobei der Weihnachtsstern unter Abführung von Neujahrsliebern von einer Schaar junger Leute, den „Stearabueba“, im Dorf herumgetragen wird.“ Daraus geht hervor, daß das Sternsingen ein Privilegium der ledigen Burschen des Ortes war, und in der That wurde auch bis in die achtziger Jahre der Stern von den Ledigen im Dorfe herumgeleitet und die Musiker nur zum Spielen gegen Bezahlung engagirt. Jedes Haus wurde besucht und jeder einzelnen Person ein Gratulationslied gesungen. Darüber verging die ganze Nacht. Jetzt ist dieses Privilegium auf die Musiker, gleichviel ob ledig oder verheirathet, übergegangen, doch der Sternträger muß immerhin noch ein Lediger sein. Auch wird nur mehr an den „besseren“ Häusern gesungen und an den andern ein flotter Marsch vorbeigeblasen; da wird man doch früher

fertig; am Ende ist es auch kein Spaß, in der Kälte auf offener Straße herumzustehen, daß einem die Instrumente und Nasen und Ohren zugleich eingefrieren.

Gegen 1/25 Uhr kommen die Musiker im Gasthaus „zum Stern“ zusammen, eine stattliche Zahl, gegen 35 Mann, und alle Instrumente sind vertreten, vom Bombardon bis zum Piccolo und von der großen Trommel bis zur Clarinette; es ist eine rechte sog. türkische Musikk. Die ganze Dorfjugend paßt schon, bis der „Stearabua“ herauskommt. Hallo, da ist er ja schon. In der Hand hält er auf hoher Stange den mächtigen Stern; er glänzt mit seinen acht Strahlen in allen Farben und ist von innen noch dazu transparent beleuchtet; die Strahlen sind beweglich und rotiren um ein liebliches, transparent gemaltes Jesukindchenbild. Wenn sich die Strahlen so schnell im Kreise drehen, dann entsteht eine zauberhafte Farbenwirkung, wie bei den beweglichen Sternen einer Laterna magica.

Nun macht man sich auf den Weg. Lustig erklingen die schneidigen Weisen eines Militärmarsches, unter welchem man beim ersten Hause ankommt. Nur ein paar Posaunen, Hörner und Clarinetten setzen jetzt ein, und die übrigen singen zu dieser Begleitung ein einfaches, altes, liebliches Weihnachtslied. Kopf an Kopf sieht alles vor dem Hause, und die Hausbewohner treten an die Schwelle des Hauses und lauschen in andächtiger Freude. Dann tritt der Musikmeister vor und wünscht dem Hausherrn mit kräftigem Handschlag ein gutes neues Jahr; alles ruft den gleichen Ruf, und der Stern schwingt sich lustig im Kreise. Dann geht es zum nächsten Hause, während die große Trommel eingeschlagen und wieder ein Marsch geblasen wird. Die Texte der Lieder stammen noch zum Theil vom ersten Passionsdichter Pater Dittmar Weiß und zum Theil vom geistlichen Rath Daisenberger; sie sind einfach und passen so recht in eine kindlichfrohe Weihnachtsstimmung. Alles freut sich damit, und kein Oberammergauer würde seinen Stern hergeben. Der ganze Gang dauert immerhin mehrere Stunden, und es ist schon gegen 10 Uhr, da kommen die Musiker wieder in ihrer Wirtsherberge „zum Stern“ an. Da braucht es gut aufwärmen. Man sitzt fröhlich beisammen, während die Musik ein würdiges Programm abspielt. Die Stunde der Mitternacht naht. Dreiviertel zwölf Uhr wird zusammengepackt, und möglichst leise wird zum Dorfe hinausgezogen mit verhülltem Stern. An der Ammerbrücke warten schon dunkle Gestalten. Es wird Minute um Minute gezählt. Jetzt tönt der erste Schlag der Uhr und verkündet die Stunde des neuen Jahres; im selben Augenblick erhebt sich der Stern, „bumm, tschin“ schlägt die ganze, 35 Mann starke, volle Musik ein, und nun geht's mit Trompetengeschmetter, Fldien- und Clarinettenklang, Trommelwirbel und Tschinellenschlag durch das ganze Dorf. Alt und Jung geht mit; alles, was auf der Straße ist, folgt dem Zuge. Die Fenster erhellen und öffnen sich, da wird heruntergerufen und hinaufgerufen, es ist ein unbeschreibliches Jubeln und Jauchzen, bengalische Flammen leuchten auf, es ist wirklich eine Feststimmung ohne Gleichen. Und wie ist es erst, wenn die Uhr den Anfang eines neuen Passionsjahres verkündet! Wie mag es erst sein, wenn sie mit 1900 ein neues Jahrhundert und Passionsjahr zugleich verkündet?

Ist das entgegengesetzte Ende des Ortes erreicht, so marschirt der Zug zurück zum Gasthaus. Da gibt es ein Händeschütteln und Lachen und Beinen zugleich;

die Oberammergauer sind Gefühlsmenschen durch und durch und lassen ihr Herz sprechen in Freud und Leid. Manches herbe Wort des alten Jahres, mancher Streik wird mit dem Händedruck der Mitternachtsstunde vergeffen und vergeben, und in Liebe und Friede beginnt man das neue Jahr. Möge es allzeit so bleiben!

Ferd. Felbigl.

Theodor Billroth über den ärztlichen Beruf.

In der Hahn'schen Buchhandlung in Hannover und Leipzig erschien soeben eine von Dr. G. Fischer herausgegebene Sammlung von 420 Briefen, die Theodor Billroth an meist noch lebende Professoren der Medizin und Chirurgie, sowie an intime Freunde wie Johannes Brahm's gerichtet hat. Sie umfassen die Zeit von den Studentenjahren bis kurz vor dem Tode des großen Chirurgen. Geistreich im besten Sinne, anregend, vielseitig und jederzeit großmenschlich, ist diese Correspondenz besonders dort, wo sie Billroth's Ansichten über seinen Beruf wiedergibt, von tiefem Interesse. Ein Vetter des Gelehrten, Rittergutsbesitzer Toppius, der seinen Sohn Medizin studieren lassen will, erhält von dem Gelehrtesten der Aerzte das folgende resignierte Schreiben:

"Spärlisch sind die Freuden des Arztes: hier und da trene Anhänglichkeit der Patienten; zuweilen, doch nicht oft, auch mit materiellem Nachdruck; Dankbarkeit für die größte Pflichttreue, ja selbst für Opfer selten. Freude an einer gelungenen Kur, Bewußtsein der Pflichterfüllung, das ist meist das Höchste, was der Arzt erreichen kann. Du meinst vielleicht, ich male zu sehr in Schwarz; doch wenn Dein Robert einmal nach 20 Jahren diese Zeilen in die Hände bekommen sollte, so wird er mir vielleicht Recht geben. Hat er einmal eine entschiedene Neigung Arzt zu werden, so darf ihn das Alles nicht stören. Du wünschst, daß ich Dir offen und ausführlich darüber schreibe. Fürchte nicht, daß es so weiter geht; das Schlimmste ist gesagt, und am Ende ist es auch nicht viel schlimmer, wie mit manchem anderen Lebensberuf. Was ist die Haupteigenschaft, um ein guter Arzt zu sein? Mein hiesiger Colleague Nothnagel, dessen Buch über Nervenkrankheiten Dein Robert später schätzen lernen wird, sagte in seiner Antrittsrede als hiesiger Professor der inneren Klinik unter Anderem: "Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein." Dies ist auch meine Meinung; es ist die Grundbedingung für den inneren, ja meist auch für den äußeren Erfolg der ärztlichen Thätigkeit. Ich möchte zu dem "guten Menschen" noch hinzugefügt wissen: und "gut erzogen", d. h. in einer Familie, in der ein wohlwollender Geist gegen alle Menschen lebt. Das trifft ja Alles bei Deinem Robert zu. Er muß einen unwiderstehlichen Drang zum Helfen anderer unglücklicher Menschen haben, zunächst angeboren und anerzogen; dann kommt er später auch auf dem Wege geläuterter Empfindung und Lebenserfahrung durch Reflexion zu der Ueberzeugung, daß, soviel der sittlich erzogene Mensch auch nach Glück jagen mag, er doch schließlich das Glück wesentlich darin findet, Andere nach Kräften glücklich zu machen. Nur in diesem Punkte darf er egoistisch sein, ich meine sich selbst glücklich machen, und zwar so viel als er kann. So wie dies aus der sittlichen Erziehung entspringt, so wird es auch immer wieder neue Quelle innerer Läuterung, Stärkung des Pflichtgefühls, Befestigung eigener Sitt-

lichkeit. Trifft ihn ein Unglück, so wird er in der Hilfe Anderer, die noch unglücklicher sind als er, Trost und Stärkung zu neuem Aufschwung nehmen."

Im April 1885 klagt er seinem Vetter: "Mein Ehrgeiz ist übersättigt, an Anerkennung und Auszeichnungen habe ich mehr, als ich brauche; ich trachte, für meine Kinder Geld zu erwerben und mich so zu situiren, daß ich mit dem Jahre 1890 meine Stelle niederlegen kann." Dieselben Töne klingen noch ergreifender in einem Schreiben nach Frankfurt vom 28. October desselben Jahres wieder: "Was mich betrifft, so ist die Leidenschaft, die mich am mächtigsten beherrschte, der Ehrgeiz, völlig befriedigt und erschöpft. Ich leide nur unter dem Vorwurf, den ich mir machen muß, daß ich immer interesseloser meiner Wissenschaft und meinem Beruf gegenüber bin. Die Ohnmacht unseres Wissens und Könnens drückt mich oft schwer darnieber; dazu daß mein Schaffen, meine Produktionskraft zu Ende ist. Dreiviertel der Kranken, welche bei mir Hilfe suchen, bei meiner internationalen Praxis, sind unheilbar. Ich habe das Unglück gehabt — Andere nennen es Glück und Verdienst — Talente rasch zu erkennen und die Talentvollsten längere Zeit an mich zu fesseln. Nun arbeite ich mit hunderten von Schülern in allen Ländern und Welttheilen und war so dumm, ihnen immer das Beste zu sagen, was ich wußte. Was ist die Folge? Ich habe mich völlig überflüssig gemacht. Die Tradition an meiner Klinik ist so mächtig, daß der jüngste Assistent jede größte Operation ebenso gut macht wie ich. Darauf bin ich stolz. Doch Stolz ist eine sehr unfruchtbare Eigenschaft. Nun habe ich mich auf manche humanitäre Gebiete gestürzt; doch da geht es mir wie dem Zauberlehrling, ich kann die Wasserfröme nicht mehr beschwören, denn die Zauberformel: ich will nicht mehr mitthun! ich hab' es satt! darf ich nicht aussprechen. So wird nun meine Zeit wieder in anderer Weise zerpfückt, und müde und matt von allen Ausschüß-, Kommissionsitzungen und Präsidien da und dort frage ich mich: was bleibt für mich? und meine Familie fragt: was bleibt für uns? ... Drei Töchter sind mir von 6 Kindern geblieben. . ."

An seinen Freund Czerny in Heidelberg schreibt Billroth am 30. October 1889: "Ich habe hier noch einige Aufgaben zu lösen: die Vollendung des Rudolfsierhauses, den Neubau einer chirurgischen Musterklinik im ersten Hof des Allgemeinen Krankenhauses, und wenn möglich auch den Bau eines anständigen Hauses für die k. k. Gesellschaft der Aerzte. Ich muß überall meine Persönlichkeit fest und wiederholt einsetzen, um diese Dinge langsam, langsam weiter zu schieben. Niemand hilft mir die vielen passiven und aktiven Widerstände zu überwinden. Manchmal bin ich ganz verzweifelt über die Indolenz und Trägheit der Menschen. Dann gibt es wieder einen kleinen Stoß vorwärts, und ich fasse wieder Muth. Sollte es mir gelingen, diese Werke für Musterkrankenpflege, für den klinischen Unterricht, für das kollegiale wissenschaftliche Leben zu Stande zu bringen, dann, denke ich, wird man es mir nicht verübeln, wenn ich mich zur Ruhe begeben. Doch ich habe mich zu sehr überzeugt, daß in diesen Dingen nur durch persönlichen Einfluß etwas durchzusetzen ist: drum muß ich vorläufig noch aushalten, wenn ich auch des Schulmeisters oft recht müde bin und mich selbst trauipfhaft dazu anregen muß."

Im Herbst 1891 berichtet er einem anderen Freunde Dr. v. Mundy, wie folgt: „Was meinen körperlichen Zustand betrifft, so habe ich die Empfindung, daß Nottagnel mir ungefähr dasselbe sagen würde, wie Ihnen einst Bamberger, wenn ich die leiseste Spur einer Pneumonie oder einer kapillaren Bronchitis attrapiren würde: „Adieu, lieber Biltroth! leb' recht wohl!“ Ich pulvere mich mit Strophantus und Cognac auf, und wer mich in diesen Tagen in der Klinik hörte, oder operieren sah, wird sich vielleicht denken: der Mensch ist nicht umzubringen! Und doch habe ich bei den sonderbaren Kapriolen, welche mein Herz macht, die Empfindung, daß es sich auch einmal den Spas machen könnte, ganz still zu stehen! Denken Sie den Jubel unter den jungen Chirurgen. Da man meine Stelle nicht mit einem Privatdocenten besetzen wird . . . , so wird es eine Reihe von Verschiebungen und Verbesserungen für viele meiner jungen Freunde geben, und so wirke ich noch nach meinem Tode erfreulich und erwerbe mir wahrhafte, persönliche Dankbarkeit. Es ist eigentlich schändlich, daß ich, den die Schüler so auf den Händen tragen, so daher schwäche; doch der Galgenhumor bringt solche komische Surseltöne nun einmal hervor.“

### Alletlet.

Die größte Dampfspritze der Welt, und gleichzeitig die erste, die auch mit Dampf fährt, besitzt seit einiger Zeit die Stadt Hartford (Conn.) in den Vereinigten Staaten von Amerika. Diese leistungsfähigste aller bis jetzt erbauten Dampfspritzen ist 10 Fuß hoch und 17 Fuß lang und kann in der Minute 6130 Liter Wasser geben. Bei ihrer Probrirung schleuderte sie durch einen 50 Fuß langen Schlauch von 3 1/2 Zoll Durchmesser einen Strahl 360 Fuß weit und 2 Ströme von gewöhnlicher Stärke auf eine Entfernung von 300 Fuß. Die Heizeinrichtung ist ganz die einer Locomotive. Die Fortbewegung der Dampfspritze geschieht, wie schon erwähnt, ebenfalls durch Dampfkraft. Innerhalb weniger Minuten ist sie zum Abfahren fertig und fährt alsdann außerordentlich schnell. Die Uebertragung der Kraft auf die Achse der Hinterräder erfolgt nach einer Mittheilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Görlitz durch eine endlose Kette. Trotz der großen Geschwindigkeit kann die Maschine auch an den schärfsten Kurven leicht gelenkt und ziemlich rasch zum Stehen gebracht werden.

Ein Tisch im Werthe von 20,000 Mark, ein wahres Prachtstück des deutschen Kunsthandwerkes, ist gegenwärtig in einer Berliner Hof-Möbel-fabrik fertiggestellt worden. Dieser für den Speisesaal eines reichen Bürgers nach eigenen Angaben entworfene und gefertigte Schränkchen zeigt eine Platte in reicher venetianischer Mosaikarbeit mit Baluten und Blattwerk in herrlicher Farbenharmonie. Die schwere Platte wird von Säulen aus unirtischen Marmor getragen. Die Haupttheile dieses herrlichen Kunstwerkes, das staunenswerthe Schnitzereien aufweist, sind aus italienischem Nussbaumholz gefertigt. Dieser Tisch, an dem eine große Anzahl Arbeiter fast 2 Jahre gearbeitet haben, bildet nach Mittheilung des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in

Görlitz nur ein Stück einer einzigen Zimmer-Einrichtung im Werthe von einer halben Million Mark.

**Farre Familienbanoe.** Der Großvater des Bauern liegt im Sterben. Die Familie umringt das Bett des Todkranken und kann sich vor Weinen und Schluchzen nicht fassen. Da tritt der Hofbesitzer zum Arzt und sagt: „Erhalten Sie ihn uns, lieber Herr Doktor! Wenigstens acht Tage noch — dann können wir ruhig das Heu einbringen.“

**Mißtrauisch.** Herr [zum Kellner, bei dem 'er Hafenbraten bestellt hat]: Haben Sie auch Raken im Hause? — Kellner: Nur eine, aber die ist seit vorgestern abgängig — das Vieh muß sich verlaufen haben. — Herr: Wissen Sie was, bringen Sie mir doch lieber Schweinebraten!

### Der kleine Gärtner.

„O ihr blumenfrohen Herzen!  
Braucht ihr keinen Gärtner mehr?  
Gerne möcht' ich mich verbinden,  
Lohn und Handgeld sind nicht schwer.“

Singend zog der Gärtnerknabe  
Durch die Winter einsamkeit,  
Daß ich froh ihn hab' gebunden,  
Für die schöne Blüthenzeit.

Und es grub und hackt' im Herzen  
Mir so ganz erbarmungslos,  
Daß ich selbst mit meinen Thränen  
Seine frische Saat begoß.

Lieblieh sproßten bald die Blüthen,  
Weiß und roth und himmelblau!  
Und es stand der kleine Gärtner  
Betend in der bunten Au.

Seine Arbeit zu vollenden  
Legt er in die Blumenpracht  
Mir das holde Gotteskindlein  
Zu des Herzens Gartenwacht.

W. Kreiten

### Räsel sprung.

durch	hül	gel	blu	nur	ter	tönt	fei
vo	men	fil	grün	sang	ne	schwirt	win
ber	blickt	len	blüh'n	und	das	girrt	mit
nur	kein	klei	die	ter	eis	um	ster
nen	win	das	ach	ner	weiß	fro	aus
fen	len	wei	auf	nur	fit	fen	mernb
ter	mei	ster	je	chen	die	blüht	hem
für	se	blüm	se	ge	klang	flim	am